

«Wie viele Menschen müssen noch sterben, bis etwas passiert?»

Die humanitären Organisationen, die sich im Mittelmeer um die gefährdeten Flüchtlinge kümmern, sind in letzter Zeit vermehrt unter politischen Druck geraten. Ohne jegliche Beweise für eine angebliche Kollaboration mit sogenannten Schleppern wird ihnen vorgeworfen, das Flüchtlingsdrama zu verschlimmern statt zu lindern. Im folgenden Beitrag wird die Arbeit der privaten Rettungsaktion *Sea-Watch* und die heutige Situation im Mittelmeer beschrieben.

/ Mareike Ippen, *Sea-Watch* /

Im Herbst 2014 entstand in einer gewöhnlichen Familienküche im deutschen Bundesland Brandenburg die waghalsige Idee für den Verein *Sea-Watch*. Der sich selbst als Landratte bezeichnende Unternehmer Harald Höppner schmiedete zusammen mit Freunden den Plan, ein Schiff zu kaufen, denn sie wollten das Sterben im Mittelmeer nicht weiter hinnehmen. Höppner ist selbst in Berlin-Ost aufgewachsen und kennt das Gefühl, eingesperrt zu sein: «Den Geburtsort kann man sich leider nicht aussuchen.» 25 Jahre, nachdem die Grenzen in den Westen geöffnet wurden, hatte er nur eine Frage im

Kopf: «Wie können wir den Mauerfall feiern und gleichzeitig eine neue Mauer um Europa ziehen?»

Einstellung von *Mare Nostrum*

In den Wintermonaten 2013 häuften sich die tragischen Nachrichten aus dem Mittelmeer. In nur wenigen Tagen starben damals mehrere hundert Menschen im zentralen Mittelmeer auf dem Weg von Nordafrika nach Europa. Daraufhin startete Italien die Marineoperation *Mare Nostrum*, um diesem Sterben entgegenzuwirken. Mit einem monatlichen Budget von neun Millionen Euro schaffte es die Operation, 130'000 Schutzsuchende in nur einem Jahr vor dem sicheren Tod zu retten. Doch nur ein Jahr später – im Herbst 2014 – führte der Druck der italienischen Opposition und der Europäischen Union zur Einstellung von *Mare Nostrum*. Die Begründung lautete, dass die Rettung immer mehr Menschen motiviere, sich auf die «Reise» zu machen.

Mit demselben Vorwurf, Teil eines sogenannten «Pull Factors» zu sein, sehen sich auch heute noch Rettungsinitiativen wie *Sea-Watch* konfrontiert. Ersetzt wurde *Mare Nostrum* durch die viel kleinere *Operation Triton*, ausgeführt von der europäischen Grenz- und Küstenwache Frontex. Hauptziel

ist seither nicht mehr die Rettung von Menschen, sondern das Schützen der Aussengrenzen Europas.

Erste Hilfe für Leute in Seenot

Die Brandenburger starteten also ihre eigene Operation. Für 60'000 Euro kauften sie einen fast 100 Jahre alten Fischkutter. Zusammen mit vielen Freiwilligen brachten sie ihn wieder auf Vordermann und taufte ihn «*Sea-Watch*». Der Name des Vereins verdeutlicht, dass das Schiff vor allem ein Auge auf hoher See sein soll, das Menschenrechtsverletzungen bezeugen kann. Die Crew leistet Menschen, die in Seenot geraten, Erste Hilfe – und ruft grössere Schiffe für den Transfer in einen sicheren Hafen. «Unser Schiff ist kein echtes Rettungsschiff, wir wollen die Rettung nur organisieren und die Situation dokumentieren», sagt Initiator Höppner.

Nach dem internationalen Seerecht ist jedes Schiff dazu verpflichtet, Seenotrettung zu leisten: «Jeder Staat verpflichtet den Kapitän eines seine Flagge führenden Schiffes, soweit der Kapitän ohne ernste Gefährdung des Schiffes, der Besatzung oder der Fahrgäste dazu imstande ist,

a) jeder Person, die auf See in Lebensgefahr angetroffen wird, Hilfe zu leisten; b) so schnell wie möglich Personen in Seenot zu Hilfe zu eilen, wenn er von ihrem Hilfsbedürfnis Kenntnis erhält, soweit diese Handlung vernünftigerweise von ihm erwartet werden kann (...).» (Artikel 98 des Seerechtsübereinkommens der Vereinten Nationen)

Unterlassene Hilfe dokumentieren

Nur sechs Monate später, am 20. Juni 2015, dem Weltflüchtlingsstag, stach die *Sea-Watch 1* in See. Das Auslaufen aus dem Hamburger Hafen war von einer schrecklichen Nachricht überschattet: 950 Menschen waren in der Nacht zuvor bei einem Bootsunglück ertrunken. Mithilfe des siebenköpfigen Teams, bestehend aus Kapitän, Arzt, Sanitäter, Nautiker, Techniker, Psychologe und





Pressevertretern, beteiligte sich *Sea-Watch* schon in der ersten Woche an der Rettung von mehr als 1000 Menschen. Damals waren *Sea-Watch*, *Ärzte ohne Grenzen* und *MOAS (Migrant Offshore Aid Station*, eine private Hilfsorganisation auf Malta zur Seenotrettung von Bootsflüchtlingen) die einzigen zivilen Initiativen auf dem Mittelmeer. «Wenn wir nicht hier sind, weiss niemand Bescheid», sagt Mitgründer Matthias Kuhnt. Die unterlassene Hilfeleistung der Friedensnobelpreisträgerin EU zu dokumentieren, war von Anfang an ein Ziel.

Sea-Watch erhält keine staatlichen Mittel, sondern finanziert sich ausschliesslich durch Spenden. Mit dem Erlös aus Firmenfeiern oder Geburtstagspartys, Spenden von Kindergärten und Kirchgemeinden konnte 2015 ein weiteres, diesmal grösseres Schiff gekauft werden: die *Sea-Watch 2*. Endlich gab es die Möglichkeit, einen Behandlungsraum für Schwerverletzte an Bord einzurichten. Mit der Grösse des Schiffes hat sich auch die Crew vergrössert: Auf jedem Einsatz engagieren sich jetzt 15 Freiwillige aus der ganzen Welt. Die Crewmitglieder engagieren sich alle ehrenamtlich. Die meisten opfern ihren

Jahresurlaub, um drei Wochen auf dem Schiff sein zu können. «Was da draussen passiert, ist einfach nur krank. Ich frage mich, wie viele Menschen noch sterben müssen, bis die EU endlich etwas unternimmt», sagt *Sea-Watch*-Aktivistin Annemiek aus Holland.

***Sea-Watch* und die «zivile Flotte»**

Auf den Tag genau ein Jahr nach Auslaufen der *Sea-Watch 1*, wieder am Weltflüchtlingstag, startete also die *Sea-Watch 2* ihren Einsatz zwischen Libyen und Italien. Inzwischen sind einige Organisationen dem Vorbild von *Sea-Watch* gefolgt: *Jugend Rettet*, *SOS Mediterranée* und viele andere verfolgen dasselbe Ziel – die EU an ihre Verantwortung an den Aussengrenzen Europas zu erinnern. Besonders am Herzen liegt *Sea-Watch* die Koordination der Einsätze aller zivilen Retter: Ein Dutzend Rettungsschiffe sucht ein Gebiet ab, das ungefähr so gross ist wie die Bundesrepublik Deutschland (357'376 km²). Um hier effektiver zu werden, hat *Sea-Watch* gemeinsam mit der *Humanitarian Pilots Initiative* ein Flugzeug an den Start gebracht. Am diesjährigen Osterwochenende flog zum ersten Mal ein Aufklärungsflugzeug über das

Meer und entdeckte ein Boot mit mehr als 100 Menschen an Bord. «Erst war es nur ein Punkt am Horizont, dann wurde schnell klar, dass sich unter uns eine Tragödie abspielt: Meilenweit war kein Rettungsschiff zu sehen, und es sind bereits einige Menschen über Bord gegangen», erinnert sich der Schweizer Pilot Fabio Zraggen.

Durch ein Flugmanöver machte er einen libyschen Fischer auf die Menschen in Not aufmerksam, gerade noch rechtzeitig. Eine App, an der *Sea-Watch* unermüdlich arbeitet, soll die Zusammenarbeit der zivilen Flotte zusätzlich unterstützen. Auf der App lassen sich neugesichtete Boote und ihre Lage an Bord eintragen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass sich bei mündlich gemeldeten Positionsbestimmungen Fehler wie Zahlendreher einschleichen, «mit der Folge, dass Retter 20 Meilen weit in die falsche Richtung fahren», so Pressesprecher Ruben Neugebauer.

Zivile Retter im Kreuzfeuer

Während all diese Projekte die Arbeit erleichtern und die Zusammenarbeit

Fortsetzung Seite 10



Fortsetzung von Seite 9

verbessern sollen, zieht auf einer anderen Seite ein immer stärkerer Sturm gegen *Sea-Watch* und die anderen im Mittelmeer tätigen Organisationen auf. Mitte Mai musste Geschäftsführer Axel Grafmanns die lebensrettende Arbeit vor dem italienischen Parlament verteidigen.

Leider nehmen auch Teile der Zivilbevölkerung diese Vorwürfe auf, was sich in steigenden Hasskommentaren und E-Mails widerspiegelt: «Für jeden geretteten Bimbo müsste jeder von euch 100 Peitschenhiebe bekommen. Fahrt diesen Abschaum lieber dahin zurück wo sie gestartet sind. Es sind keine Schiffbrüchigen die in Seenot geraten sind, sondern Nigger-Invasoren, die sich bewusst und absichtlich in diese Gefahr begeben. Für diese Dreckssäcke ist aber kein Asyl-Recht vorgesehen. MIT DEUTSCHEM GRUß».

Auch Anrufe mitten in der Nacht oder SMS-Nachrichten lassen Vereinsmitglieder die negative Stimmung deutlich spüren. Wer einmal die Erleichterung der Menschen an Bord der *Sea-Watch* miterlebt hat, dem ist dieser Hass völlig unverständlich. «Die Vorwürfe, wir arbeiten mit Schleppern zusammen, sind absolut abstrus», sagt Axel Grafmanns. Würden Organisationen wie *Sea-Watch* wirklich mit Schleppern zusammenarbeiten, müsste es nie zu so brenzligen Situationen wie am Osterwochenende 2017 kommen, als sogar Rettungsschiffe ein Notsignal absetzen

mussten, weil sie mit so vielen Geretteten an Bord manövrierunfähig waren. Die beiden Wochen darauf war eine motivierte Crew im Einsatzgebiet auf Suche – ohne ein einziges Boot zu finden. «Die Migranten kommen, weil es ihnen schlecht geht», sagt *Sea-Watch*-Vorstandsmitglied Frank Dörner. «Es wird unterschlagen, dass alle Organisationen hier eine Aufgabe übernehmen, die eigentlich durch die EU erfüllt werden müsste. Nämlich zu verhindern, dass Menschen beim Versuch, nach Europa zu gelangen, sterben, weil es für sie keine andere Möglichkeit gibt, sicher dort hin zu gelangen.»

Sea-Watch

Sea-Watch rettet seit 2015 im Mittelmeer Menschen aus Seenot. Momentan ist das ehemalige Forschungsschiff *Sea-Watch 2* im Einsatz vor der libyschen Küste. 2016 war *Sea-Watch* an der Rettung von über 20'000 Menschen beteiligt. Insgesamt haben sich für den Verein schon 500 Menschen aus der ganzen Welt engagiert. *Sea-Watch* tritt für legale und sichere Fluchtwege ein: #SafePassage. Die Organisation finanziert sich nur durch Spenden: www.sea-watch.org/spenden. Aktuelle Infos gibt es auch auf der Facebook-Seite www.facebook.com/seawatchprojekt

Die tödlichste Grenze weltweit

Solange es keine sicheren Einreisewege gibt, bewahrt auch ein besserer Grenzschutz die Festung Europa nicht davor, dass sich weiterhin Menschen auf den Weg begeben, in die Hand von Schleppern, die die einzigen sind, die ihnen die Reise ermöglichen. Dies verdeutlichen die Zahlen der Flüchtenden. Nach dem umstrittenen EU-Türkei-Deal sind zwar insgesamt weniger Menschen über das Mittelmeer gekommen als noch 2015. Die meisten der 181'000 Menschen, denen die Überfahrt letztes Jahr gelungen ist, kamen über Libyen. Gleichzeitig sind mindestens 5000 Menschen im zentralen Mittelmeer gestorben, über die Dunkelziffer der Toten lässt sich nur spekulieren. Damit ist die europäische Aussen-grenze die tödlichste der Welt – zum Vergleich: An der Grenze zwischen den USA und Mexiko starben im letzten Jahr «nur» 322 Menschen.

Ein weiterer Grund für diesen Anstieg sind die entsetzlichen Zustände in Libyen. Selbst das deutsche Auswärtige Amt bezeichnet die Verhältnisse in den Internierungslagern als «KZ-ähnlich»: Systematische Exekutionen, Vergewaltigungen und Folter sind keine Ausnahmen. Dadurch entstehe im Gegensatz zum «Pull Factor» ein sogenannter «Push Factor»: Die Menschen sind aufgrund der schlechten und bedrohlichen Situation in Libyen dazu gedrängt, weiter zu fliehen, und ziehen das Risiko, auf hoher See zu sterben, dem lebensgefährlichen Alltag in Libyen vor. Deshalb fordert *Sea-Watch*: #safepassage #now!

Im griechischen Flüchtlingscamp

Die Mühsal der Flüchtlinge endet nicht, nachdem das Gummiboot gelandet ist. Auf den griechischen Inseln und auf dem Festland warten neue Schwierigkeiten. Patrizia Grab, die im Zürcher Rotpunktverlag als Herstellerin arbeitet, ist seit 2015 schon elfmal als freiwillige Helferin nach Griechenland geflogen. Sie weiss mittlerweile, wie das Leben in den Flüchtlingscamps in Thessaloniki und auf Lesbos aussieht.

/ Virpi Luoma /

«Als Papst Franziskus das Flüchtlingscamp von Moria auf Lesbos mit einem Konzentrationslager verglich, hatte ich grosse Freude: endlich eine Autorität, die genügend mutig war, das zu sagen, was wir alle gedacht haben. Die Lager-situation auf Lesbos ist katastrophal und unzumutbar. Das Militär ist sehr präsent und die Menschen leben unter widrigsten Umständen. Das muss aufhören», fordert Patrizia.

Mit *schwizerchrüz.ch*, einer privaten Initiative von Rahel und Michael Räber, war Patrizia Grab zuerst auf Lesbos im Einsatz, später dann in den Flüchtlingscamps Karamanlis und Frakapor nahe Thessaloniki, wo die Situation relativ gut war. Zu ihren Aufgaben auf Lesbos gehörten etwa die Betreuung der geflüchteten Menschen an den Stränden, die Sortierung der gespendeten Kleider und Schuhe im Lagerhaus und Tag- und Nachtschichten am Strand.

In Thessaloniki hat sie die Betreuung der Strandschulen übernommen. Nach der Auflösung der Camps besucht sie weiterhin die Menschen in Thessaloniki und organisiert bei Bedarf Arztbesuche. Alles hat sie selbst bezahlt und selbstverständlich bei ihren Einsätzen auch nichts verdient. An ihrem Arbeitsplatz, dem Rotpunktverlag, hat Patrizia, nachdem alle Ferien aufgebraucht waren, vier Monate unbezahlten Urlaub genommen.

Lebensschule mit Flüchtlingen

Ihr Engagement begann im Spätherbst 2015, als es darum ging, wie immer die üblichen Weihnachtsferien zu planen. «Die schockierenden Nachrichten über die Flüchtlingssituation am Mittelmeer und die Terroranschläge in Paris haben

mich tief bewegt. Ich und mein Freund entschieden uns – ohne Erfahrung in einem Hilfswerk –, bei *schwizerchrüz.ch* mitzuarbeiten. Zuerst dachten wir nur an Strände-Aufräumen oder Ähnliches, aber jedes Mal, wenn wir am Strand waren, kam ein Boot. Der Kontrast war so gross: Wir hier können überall hinreisen, wie wir wollen, gleichzeitig zahlen einige Leute ein halbes Vermögen für eine lebensgefährliche Gummibootfahrt», erinnert sich Patrizia. «In dieser Zeit habe ich Dankbarkeit gelernt für alles, was ich in der Schweiz habe und tun kann.»

Eine ganze Generation verloren

Das Leben in den Camps bedeutet für die Flüchtlinge einerseits langes Warten und Nichtstun, andererseits bringt es grosse Unsicherheit und Zukunftsängste. Nach der ersten Registrierung auf den Inseln kommen die Menschen in Camps auf dem Festland. Dort warten sie auf die Relocation (Verteilung in ein europäisches Land) oder auf Familienzusammenführung, wenn schon Angehörige in Europa sind. Der harte Winter in Griechenland führte dazu, dass die Geflüchteten aus ihren Zelten in die Fabrikhallen in Hotels oder Wohnungen umgesiedelt wurden, und dies oft mehrfach. Sie mussten sich also immer wieder neu organisieren und hofften bei jedem

Umzug, dass es der letzte in Griechenland sein würde. Nach der Auflösung der Camps sehnten sich viele Syrer wieder in die Fabrikhallen zurück, da sie ein sehr starkes Gemeinschaftsgefühl haben und in den Wohnungen oft einsam sind.

Je besser Patrizia die Menschen auf der Flucht kennengelernt hat, desto persönlicher wurde die Situation auch für sie: «Ich musste Geduld lernen und die Unsicherheit aushalten, weil ich manchmal nichts für sie tun konnte. Es ist sehr frustrierend, nur zuzuschauen, wie wir bei den Kindern eine ganze Generation verlieren, die keine Ahnung hat, was es heisst, sich zu Hause zu fühlen oder in die Schule zu gehen, sie kennen oft nur das Leben auf der Flucht. Auch die Situation der Männer ist angespannt, weil ihre veränderte Lebenssituation und ihre Hilflosigkeit oft vergessen gehen. Nicht nur Kinder und Frauen, auch Männer brauchen Hilfe oder jemanden zum Reden.»

Integration als Herausforderung

Nach dem EU-Türkei-Abkommen wurden vielen Ehrenamtlichen und NGO das Leben erschwert, weil die griechische Regierung wollte, dass nur Regierungsorganisationen weiterarbeiten. «Viele Camps auf dem Festland sind jetzt mehr oder weniger leer und die Umplatzierung von Flüchtlingen in andere Länder geht in den nächsten Monaten weiter. Die griechischen Behörden haben zusammen mit der EU viel Arbeit geleistet, aber ich habe das Gefühl, dass die

Fortsetzung Seite 12

Bild: Herbst 2016 im griechischen Flüchtlingscamp Karamanlis 3. Foto: Patrizia Grab





Fortsetzung von Seite 11

Griechen trotzdem sehr alleine gelassen wurden», meint Patrizia.

Eine Umsiedlung bedeutet für Menschen auf der Flucht auch eine neue Lebensphase, oft verbunden mit Hoffnung. Sie träumen von schneller Anpassung in eine neue Umwelt, aber in Wirklichkeit kann es noch lange dauern, bevor sie arbeiten oder studieren können. Die grossen Hoffnungen, Dankbarkeit und positiven Gedanken der Flüchtlinge gegenüber Europa erstaunen Patrizia, aber sie befürchtet neue Enttäuschungen: «Europa ist nicht das Paradies, wie sie es sich vorstellen. Je länger sie warten müssen, desto frustrierter sind die Leute und kapseln sich ab. Das führt meiner Meinung nach zu erschwerter Integration.»

schwizerchrüz.ch

unterstützt seit August 2015 flüchtende Menschen in Griechenland und der Türkei. Die private Initiative wurde von Rahel und Michael Räber ins Leben gerufen. Seither haben hunderte Freiwillige das Paar dabei unterstützt, den Menschen auf der Flucht zu helfen und ihnen in Anstand zu begegnen. Im September 2015 ist *schwizerchrüz.ch* nach Lesbos gegangen, um dabei zu helfen, die Rettungen der Bootsflüchtlinge an der Küste zu bewältigen. Allein im Lager Frakapor und im Lager Karamanlis nahe Thessaloniki wohnten im Jahr 2016 insgesamt 1200 Flüchtlinge.

Die Situation von *schwizerchrüz.ch* ist im Moment schwierig. Der Gründer Michael Räber hat sich zurückgezogen und ein kleines Team versucht, wenigstens das Community Center auf Lesbos am Leben zu erhalten. Spendengelder werden für den Rückbau ihrer Arbeit verwendet. Besuchen Sie die Webseite www.schwizerchrüz.ch für Informationen über die aktuelle Arbeit.

Gute Integration ist ein wichtiges Thema für eine funktionierende Gesellschaft. Man muss nicht weit reisen, um etwas für die Flüchtlinge zu tun, weil man vieles auch in der Schweiz machen kann. «Es braucht einfach ein Herz dafür. Mal eine Frau mit Hijab zu grüssen oder zu schauen, was man in Asylzentren oder Quartiervereinen machen kann. Wichtig ist es, miteinander zu reden, ohne dem anderen gleich noch seine Werte aufdrängen zu wollen. Ich habe so viele dumme Fragen gestellt, aber dadurch konnte ich viele Erklärungen für unterschiedliches kulturelles Verhalten finden», betont Patrizia. Ihrer Erfahrung nach sind offene Kommunikation und beidseitiger Respekt ein Weg, um die Angst vor anderen Menschen und Kulturen zu überwinden. Es ist eindrücklich, welche grosse Dankbarkeit für die Möglichkeit, anderen zu helfen, aus Patrizias Geschichte aufleuchtet.

Wichtig ist es, miteinander zu reden, ohne dem anderen gleich noch seine Werte aufdrängen zu wollen. Ich habe so viele dumme Fragen gestellt, aber dadurch konnte ich viele Erklärungen für unterschiedliches kulturelles Verhalten finden», betont Patrizia. Ihrer Erfahrung nach sind offene Kommunikation und beidseitiger Respekt ein Weg, um die Angst vor anderen Menschen und Kulturen zu überwinden. Es ist eindrücklich, welche grosse Dankbarkeit für die Möglichkeit, anderen zu helfen, aus Patrizias Geschichte aufleuchtet.

Mission Mittelmeer

woz-Redaktorin Noëmi Landolt war im Oktober 2016 zwei Wochen lang als Crewmitglied auf dem zivilen Rettungsboot «Seawatch 2» auf dem Mittelmeer. Ihre Erlebnisse hat sie in einem Logbuch festgehalten, das die Wochenzeitung woz vor kurzem als Büchlein mit Illustrationen von Aline Günter herausgegeben hat. Die Einträge bestehen aus sehr persönlichen Beobachtungen und Reflexionen: Sie zeigen Ausschnitte aus einem Katastrophengebiet, erzählen von den Toten und den Lebenden, Geschichten von Flucht, grosser Verzweiflung und persönlicher Hoffnung.

Landolts Bericht über die katastrophale Situation soll möglichst viele Leute anregen, sich für Menschen auf der Flucht einzusetzen: im persönlichen Gespräch, im Ehrenamt, als SpenderInnen. Deshalb hat «Mission Mittelmeer» keinen fixen Preis: Sie bestimmen selbst, wie viel Sie dafür geben möchten. Die Herstellungskosten belaufen sich auf etwa 10 Franken pro Exemplar. Einen allfälligen Überschuss wird eine Hilfsorganisation erhalten, die sich für Flüchtlinge einsetzt.

Bestellen können Sie das Buch **Mission Mittelmeer** via shop@woz.ch (mit Angabe von Postadresse und Anzahl Exemplare) oder unter 044 448 14 14. Ein Bestellformular finden Sie auch auf der Webseite www.woz.ch/missionmittelmeer. Bitte rechnen Sie mit einer Lieferfrist von bis zu 10 Tagen.

Nachruf auf die Pionierin eines gerechten Ha

Ursula Brunner, Ban

Ursula Brunner, die schweizweit bekannte Bananenfrau und Pionierin des fairen Handels, ist am 23. März im Alter von 92 Jahren in Frauenfeld gestorben.

/ Arne Engeli /

Wenige Monate vor ihrem Tod bin ich Ursula Brunner zum letzten Mal begegnet, als sie im thurgauischen Frauenarchiv mit ihren Weggefährtinnen und Weggefährten die Aufarbeitung ihres Vorlasses feiern konnte. 300 Bundesordner umfasste das Material, das ein eigens angestellter Archivar während elf Monaten geordnet hatte. Ursula erzählte mit der ihr eigenen Leidenschaft, wie 1973 aus der Idee von sieben Frauenfelder Frauen, sich gegen die Preisenkung von Bananen bei der Migros zu wehren, in kurzer Zeit ein Selbstläufer wurde, der sich ausbreitete und schliesslich zu einer erfolgreichen Bewegung wurde. Es sei eine Gnade, wenn Menschen die Möglichkeit gegeben werde, etwas für die Welt zu tun. Die Arbeit sei jedoch nicht zu Ende. Die Frage nach der Gerechtigkeit im Handel müsse heute neu gestellt werden. Bauern und Arbeiter seien noch immer zu wenig geschützt. «Mein Traum ist, dass eine Akademie für fairen Handel gegründet wird.»

Im Einsatz für Gerechtigkeit

Kennen gelernt hatte ich Ursula Brunner, als sie 1966 als Pfarrfrau und Mutter von neun Kindern zurück nach Frauenfeld kam, wo ich damals mit meiner Familie wohnte. Die Auseinandersetzung mit den Lebenswegen ihrer Söhne und Töchter – insbesondere der tragische frühe Tod von zwei von ihnen – hat Ursula ein Leben lang geprägt. In Frauenfeld engagierte sie sich zusammen mit ihrem Mann Eugen am Gemeindeaufbau. Gelegentlich trafen wir uns in kleinem Kreis in einer Arbeitsgruppe, um,

